



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Eigentum tötet – Die private Verfügung über lebensrettende Medikamente ist strukturelle Gewalt

„Du hast Recht, die Revolution ist für den Augenblick in ihr Bett zurückgetreten, wir fallen in die Periode der Evolution zurück, das heißt in die der unterirdischen, unsichtbaren und oft unfühlbaren Revolution. ... Ich stimme mit dir überein zu sagen, dass die Stunde der Revolution vorüber ist, nicht wegen des schrecklichen Unheils, dessen Zeugen wir waren, und der furchtbaren Niederlagen, deren mehr oder weniger schuldige Opfer wir waren, sondern weil ich zu meiner großen Verzweiflung konstatiert habe und täglich von neuem konstatiere, dass der revolutionäre Gedanke, die revolutionäre Hoffnung und Leidenschaft in den Massen sich absolut nicht vorfinden, und wenn sie fehlen, kann man sich die größte Mühe geben, man wird nichts ausrichten ...“

(Michail Bakunin 1875 in einem Brief an Élisée Reclus)

Joe Biden ist seit gestern Präsident. Man freut sich – nicht so sehr über ihn, der eine blasse und ein wenig leblose Figur ist -, sondern darüber, dass sein Vorgänger das Weiße Haus geräumt hat. Wie erwartet hat Trump nicht die Souveränität aufgebracht, an der Amtseinfüh-

rung seines Nachfolgers teilzunehmen. Er floh nach Florida, wo er von einer Schar seiner Gefolgsleute empfangen wurde. Von dort aus wird er seine Wiederkehr im Jahr 2024 betreiben.

Neben mir liegt eine geknackte Walnuss auf einem Teller. Die Schale ist in viele Teile zersprungen, der Kern verspeist. Meine kürzlich gestorbene holländische Freundin Gerda hatte mich stets ermuntert, Walnüsse zu essen, weil sie Anhängerin der These war, es gebe Analogien zwischen bestimmten Früchten und menschlichen Organen. Die Walnuss sei eine exakte Nachbildung des menschlichen Gehirns, oder umgekehrt, und die Walnuss enthalte Stoffe, die Nahrung fürs Gehirn seien. Überhaupt gehe nichts über Walnüsse. Seit ich die Ähnlichkeit meines maroden Hüftgelenks und einer Meerrettichwurzel entdeckte, reibe ich mir regelmäßig frischen Meerrettich in den Quark. Tatsächlich ergab eine spätere Recherche, dass Meerrettich Inhaltsstoffe enthält, die entzündungshemmend wirken. Schon als Kinder haben wir einen riesigen Walnussbaum geplündert, der vorn an den Garagen stand und niemandem gehörte. Wenn die Nüsse einen gewissen Reifegrad erreicht hatten, schleuderten wir Stöcke in den Baum, um sie auf uns herabregnen zu lassen. Gerade frische Nüsse, die noch in ein elastisches, weißes Häutchen eingepackt waren, das man abziehen konnte, schmeckten uns besonders gut. Abends hatten wir noch lange den Jodgeruch und die bräunliche Färbung von den Schalen an unseren Fingern.

Oft bauten wir das Walnuss-Vergnügen in unsere Spiele ein. Eine Weile betrieben wir mit großer Begeisterung das Murrenspiel. Die Murren hießen in Kassel „Waggeln“ und wurden in kleinen Säckchen mitgeführt, die man am Gürtel festmachte. Es gab Waggeln in verschiedenen Größen und aus verschiedenen Materialien. Die Proletarier unter den Waggeln waren aus bunt gefärbtem Ton, den Adel bildeten verschieden große Kugeln aus Glas, in die bunte Verzierungen eingeschlossen waren - wie Insekten in den Bernstein. Die Kugeln besaßen eine bestimmte Wertigkeit, auf die man sich vor Spielbeginn einigen musste. Einer bohrte mit dem



Bild von [Couleur](#) auf [Pixabay](#)



Bild von [zibik](#) auf [Pixabay](#)

Absatz seines Schuhs eine Kuhle in den Boden, in die die Murmeln nun hineingerollt werden mussten. Jeder Mitspieler musste den gleichem Einsatz bringen. Wer als Erster seine Murmeln in der Kuhle platziert hatte, dem gehörte der gesamte Einsatz. Man konnte auch aussichtsreich platzierte Murmeln wegschießen, wozu eine große Kunstfertigkeit gehörte. Ich erinnere mich, dass es häufig zu Streit kam und Tränen flossen. Wir einigten uns, um Ärger zu vermeiden, irgendwann darauf, dass nach Spielende jeder seine Waggeln zurückerhielt. Es gab auch Nachmittage, die ausschließlich mit Fußballspielen vergingen. Die Garagenbesitzer waren nicht erfreut darüber, dass wir die Türen als Tore benutzen. Sie fürchteten um die Stabilität der Dachrinnen und die beschwerten sich über die Abdrücke nasser Bälle auf den Türen. Wenn olympische Spiele waren, spielten wir sie in verschiedenen Disziplinen nach. Es wurden Medaillen angefertigt, die die Sieger um den Hals gehängt bekamen. Ich erinnere mich an verschiedene Laufdisziplinen, Radrennen, Weitsprung, Speerwurf und später Kugelstoßen. Ob Mädchen an unseren Wettkämpfen teilnahmen, erinnere ich nicht mehr. Wahrscheinlich eher nicht. So weit waren wir und sie damals noch nicht. Sie feuerten uns an und hängten den Siegern die Medaillen um den Hals, wie man es im Fernsehen, das damals aufkam, sehen konnte. Gleichberechtigung und Feminismus waren noch fern.

Als ich von meinem Spaziergang an der Lahn zurückkehrte, war auf dem Hinterhof des Nachbarhauses eine Party im Gange. Ungefähr zehn junge Frauen und Männer standen dicht beieinander, tranken Bier und kicherten blöd herum. Dazu lief laute Schlagermusik. Die Bierflasche und schlechte Musik scheinen in den letzten Jahren zu Kristallisationspunkten studentischer Identität geworden zu sein. Ab und zu schwoll das Gekicher zum seit einiger Zeit üblichen Party-Geheul an. Das soll wohl gute Laune zum Ausdruck bringen, zeugt aber eher von mühsam übertünchter Verzweiflung. Von Abstand und Masken keine Spur. Das alles lief unter dem Motto: Scheiß der Hund drauf, uns doch egal! Wir sind jung, uns trifft es nicht.

Zuvor hörte ich in der Stadt einen jungen Mann seinen Kumpels die Mitteilung machen: „Morgen ist meine Quarantäne zu Ende!“ Was läuft er dann hier herum, der Depp? In China würde man ihm ihm eine Kamera vor die Haustür stellen, die, sobald sie sein Gesicht erkannt hat, einen Alarm auslöst. Hier setzt man auf Eigenverantwortung, was praktisch heißt: Jeder kann machen, was er will. Wen wundert's, dass die Infektionszahlen nicht wirklich runtergehen. Gerade in den mittleren Altersgruppen sind und bleiben sie hoch. Sie stecken sich an, merken oft nichts davon und tragen das Virus weiter in andere Altersgruppen. Immer noch sterben rund tausend Menschen pro Tag an oder mit Corona, wie die Sprachregelung heißt.

Mein Freund Christian Lugerth hat zu diesem Thema auf seinem Blog *An den Rändern lauern die Erfahrungen* unter dem Datum des 22. Januar 2021 geschrieben:

Fünfzigtausende Tote nun und sie verkommen zur Randnotiz, die Verstorbenen, Ersticken, ihrer letzten freien Atemzüge Beraubten. Erschreckende Gewöhnungsmuster, Verdrängungsmechanismen. Unsere Gesellschaft findet keine Form, um Trauer zu bekunden. Oder ist es der Unwillen? Die eigene Vergänglichkeit? Oh Ängste. Innehalten kurz nur, zeigen, daß man nicht komplett taub, blind und verstummt ist im eigenen Sumpf. Ein Minütchen nur wie Joe Biden in seiner Einführungsrede. Kopf senken, Hände falten, Maschine stop. By the way: in den USA starben bis heute mehr Menschen am Virus – iss ja nur 'ne Art Grippe – als im gesamten zweiten Weltkrieg. Der dauerte für die Amis ab Pearl Harbour etwa dreieinhalb Jahre. Grundrechenarten! Dig it!

Als hätte Christian eine Standleitung ins Schloss Bellevue. Denn kaum hatte er seiner Verwunderung darüber Ausdruck verliehen, dass hierzulande keine Anstalten gemacht werden, der Covid-19-Toten zu gedenken, machen sich der Bundespräsident und seine Gattin für ein solches Gedenken stark. In der Sonntags-FAZ ist ein Gespräch mit Elke Büdenbender zu diesem Thema.



Bild von [planet_fox](#) auf [Pixabay](#)

Der Paketbote klingelt bei mir, weil sonst im Haus niemand anwesend ist. Er bringt ein flaches Paket für einen Mann, der unten im Haus wohnt. Am nächsten Tag steht das Paket geöffnet vor seiner Wohnungstür auf dem Schuhregal. Es enthält Avocados. Da bestellt dieser Kerl Avocados im Internet, statt sie im Obst- und Gemüseladen um die Ecke oder beim Türken zu kaufen. Neulich wurde ein großes Paket mit Müsli drin angeliefert. *Mymuesli* stand dick und fett auf dem Karton. Was soll man dazu sagen? Ist das Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, Indifferenz oder Dummheit? Wahrscheinlich eine Mischung aus alldem. Eines Tages, wenn die letzten kleinen Geschäfte Konkurs angemeldet haben und verschwunden sind, werden die Leute sich erstaunt die Augenreiben und sagen: Da war doch mal irgendetwas! Viele Dinge - und leider nicht nur Dinge - gehen unter unseren Augen verloren, und das Meiste wird irreversibel sein. Schreibenden wie mir bleibt eigentlich nur, den Zerfallsprozess zu protokollieren und die Erinnerung an das Verlorene wachzuhalten.

Ich bin ein Prokrastinierer, was soviel heißen soll, dass ich Dinge, die erledigt werden müssen, vor mir herschiebe, bis es eng wird. Ich drücke mich herum, verplempere meine Zeit mit

diesem und jenem, so lange, bis die Katastrophe kurz bevorsteht. Dann raffte ich mich im letzten Moment auf und erledige die Angelegenheit in einem plötzlichen Kraftakt. Lange habe ich das nicht verstanden und verstehe es letztlich auch heute noch nicht. Ich fürchte, es geht dabei um den Zustand einer kaum gemilderten Panik, in die ich angesichts des näher rückenden Termins gerate. Es ist ein Angst-Lust-Gemisch, das durchaus sexuelle Tönungen aufweist. Ich entsinne mich, dass dieses Verhalten zuerst bei Klassenarbeiten auftrat. Stundenlang saß ich vor einem leeren Blatt, das ich erst zu beschriften begann, als der Lehrer angekündigt hatte: „Noch zehn Minuten, dann sammle ich die Hefte ein.“ In dieser Situation traten Erregungszustände auf, die mitunter sogar Erektionen nach sich zogen. Zum Äußersten kam es dann jedoch nicht. Es ist ganz sicher eine kleine Perversion, die sich im Laufe der Jahre verloren hat, wie sich das Sexuelle ja insgesamt im Alter verliert oder doch schwächer wird. Geblieben ist eine Neigung zum Prokrastinieren. Auftragstexte mit festem Abgabetermin schreibe ich oft erst auf den letzten Drücker. Ich überziehe nie, finde aber offenbar Wohlgefallen daran, erst ganz zum Schluss mit dem Schreiben zu beginnen. Die sexuellen Sensationen, die prä- oder paraorgiastischen Zustände stellen sich nicht mehr ein. Wie sich ja sämtliche vitalen Funktionen im Alter abschwächen und verflüchtigen.

Vorn auf der Brücke über das Flüsschen Wieseck kleben auf dem Geländer neben Blumenkästen Zettel, auf denen steht: „Diese Pflanzen wurden von Bürgerinnen und Bürgern aus der Nachbarschaft gepflanzt. Bitte nicht ausreißen!“ Als würde der gemeine Vandal erst lesen, bevor er sein sinnloses Zerstörungswerk beginnt. Und nach der Lektüre denken: „Aha, diese Blumen sind nicht vom städtischen Gartenamt hier eingepflanzt worden, sondern von freundlichen Nachbarn in Eigenarbeit. Die lasse ich mal schön in Ruhe. Ich hab ja nur eine Wut auf die Behörden der Stadt.“ Euer Wort in Gottes Ohr, dachte ich beim Weitergehen. Wenn Vandalen vor ihrem Wüten eine Pause der Besinnung einlegten, wären es keine Vandalen. Dass die Pflanzen noch nicht aus den Kästen herausgerissen wurden, liegt wohl eher am öffentlichen Alkoholverbot der letzten Wochen und den geschlossenen Kneipen. Wenn der Alkohol wieder fließt, werden die Tage der Blumenkästen gezählt sein. Der Ton auf denzetteln ist derselbe, den Mittelschichteltern anschlagen, wenn sie ihre verwöhnten Gören zu Ordnung rufen, die sich im Supermarkt als Nachwuchsvandalen betätigen: „Lisa-Marie, würdest du bitte aufhören, die Nudeln auf den Boden zu werfen?“ In beiden Fällen handelt es sich um eine Toleranz, die nur ein anderer Name für Resignation und Feigheit ist.

Ich umrunde in der Abenddämmerung den Schwanenteich. Immer häufiger sieht man Hunde, die ein Geschirr aus bunten Lämpchen tragen. Grün oder rot leuchten die Hunde in der Dunkelheit. Von Weitem sieht das aus, als würden Glühwürmchen umherschweben, die es ja

schon lange nicht mehr gibt. Wir haben keine Glühwürmchen mehr, dafür nun aber Glühhunde!

Unter den Kastanienbäumen kommen mir zwei junge Frauen entgegen. Als sie mich passieren, sagt die eine der beiden: „Ich bin *jetzt* schon überfordert mit meinem neuen Ich.“ Die Betonung lag auf dem Wörtchen *jetzt*. Ich dachte eine Weile darüber nach, was sie mit dieser Bemerkung zum Ausdruck bringen wollte. Hat sie eine Geschlechtsumwandlung hinter sich oder bloß eine gewöhnliche Identitätskrise? Ist sie von ihrem Freund verlassen worden? Jedenfalls hat sie im Moment mit sich genug zu tun und möchte von weiteren Anforderungen verschont bleiben.

Im Gießener Anzeiger stoße ich auf das Foto, das zwei Mitglieder des Deutschen Ethikrates zeigt, die eine Studie zum Tierwohl präsentieren. Beide blecken ihre Zähne, wie es seit einiger Zeit auf Fotos üblich ist. Beim Thema Tierwohl wäre eine düster-nachdenkliche Mine wohl eher angebracht, aber nein, es wird blöd gegrinst. Wobei das Grinsen Frau Buyx deutlich besser steht, als dem neben ihr stehenden Gießener Juristen. Wahrscheinlich hat die Fotografin die beiden aufgefordert, „Cheese“ oder „Spagetti“ zu sagen, damit die Zähne gut zur Geltung kommen. Seit wann gibt es diese Verordnung, dass man auf Fotos gute Laune dokumentieren muss?



Als ich U. das Foto in der Zeitung zeigte, sagte sie, dass selbst Lehrer bei gemeinsamen Fototerminen mit Kindern aufgefordert würden, "Cheese" zu sagen, um den Eindruck eines Lächelns und guter Laune hervorzurufen. „Zwangslachen und verordnete Fröhlichkeit“, fuhr U. fort, „gewöhnen die Kinder beizeiten daran, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.“ Die Schule sei ja insgesamt eine Einrichtung, die die Kinder daran gewöhnen solle, ihr Leben lang morgens irgendwohin zu gehen, wohin sie nicht wollten.



Man müsse heute durchgängig gute Laune demonstrieren. Selbst ein Profi-Fotograf, den sie unlängst habe aufsuchen müssen, um Passfotos anfertigen zu lassen, habe sie mit denselben Tricks genötigt zu lächeln und den von ihm erwarteten Gesichtsausdruck hervorzubringen. Um die Sache abzukürzen, habe sie am Ende seinem Drängen entsprochen. Entstanden seien scheußliche



Fotos. Synthetisch erzeugte Fröhlichkeit bringe eigenartige Grimassen und den Eindruck einer mühsam unterdrückten und übertünchten Traurigkeit hervor.



Alle wahrhaft großen Fotografen hätten sich solche Mätzchen verbeten. Der Fotograf Peter Köhn ist der Auffassung, für ein gutes Portrait sei ein

Lächeln so wichtig wie ein elektrischer Außenspiegel für ein Auto. Man stelle sich vor, August Sander hätte die von ihm porträtierten Menschen aufgefordert, „Cheese“ oder „Spagettiiii“ zu sagen. Der Reiz seiner Fotografien besteht gerade darin, dass die Menschen selbst entscheiden konnten, welche Miene sie aufsetzten und was sie auf ihren Gesichtern ausdrücken wollten. Würdevoll und ernst blicken Bauern und Handwerker in die Kamera. Sie waren noch frei vom Fröhlichkeits- und Gute-Laune-Diktat. Das Zwangslachen beim Fotografiertwerden verstößt gegen die Menschenwürde und sollte vom Verfassungsgericht untersagt werden.



Bild von [Jasmin Sessler](#) auf [Pixabay](#)

Unlängst betrat ich eine Bäckerei. Vor mir war eine alte Frau an der Reihe. Sie reichte der Verkäuferin für ihre zwei Brötchen eine von zu Hause mitgebrachte gebrauchte Tüte über die Theke. Eine zweite Verkäuferin sah ihre Kollegin peinlich berührt und beinahe geschmerzt an, was die alte Frau aber nicht bemerkte. Die Verkäuferin blieb freundlich, legte die neue Tüte, die sie bereits in der Hand hatte, zur Seite und nahm die zerknitterte Tüte entgegen. Sie habe noch mehr gebrauchte Tüten in ihrer Tasche, sagte die alte Frau, und schickte sich an, sie aus ihrer Tasche hervorzukramen. „Ach“, erwiderte die Verkäuferin, „lassen Sie mal. Es ist sehr freundlich von Ihnen, aber wir haben Hygienevorschriften, die uns die Verwendung gebrauchter Tüten verbieten.“ Wir sind geneigt, das Verhalten der alten Dame als schrullig oder gar neurotisch zu betrachten, dabei hält sie lediglich an etwas Erlerntem und zur Gewohnheit Ge-

wordenem fest. Vor noch nicht allzu langer Zeit waren Tüten und Papier noch etwas relativ Kostbares, das man nach dem Auspacken nicht einfach wegwarf, sondern glatt strich und für die Wiederverwendung aufbewahrte. Eine gesellschaftliche Entwicklung ist über solche Gesten der Sparsamkeit und des pflegenden Umgangs mit Dingen des täglichen Gebrauchs hinweggegangen. Im Namen des Massenabsatzes von Waren hat man sie als dysfunktional aus dem Verkehr gezogen und uns das Wegwerfen und ständige Neukaufen gelehrt. Wer dennoch alten Normen und Verhaltensweisen die Treue hält, läuft Gefahr, zur komischen Figur zu werden und in eine Position abseitiger Starrheit zu geraten. Gewohnheiten und Routinen kann man nicht einfach wegwerfen wie ein altes Wischtuch. Sie sitzen in uns und fungieren als mentale Haltevorrichtungen. Viele ältere Menschen erleben deshalb die modernen Zeiten als Sinnentzug und Orientierungsverlust: Was Hänschen gelernt hat, nutzt dem Hans nichts mehr. Um der Gendergerechtigkeit Genüge zu tun: Was Minchen gelernt hat, nützt der Wilhelmine nichts mehr.

Mein Lieblingscartoon „Am Rande der Gesellschaft“ in der Sonntagsausgabe der FAZ, wie immer von Hauck & Bauer gezeichnet, zeigt dieses Mal einen älteren Herrn, der geimpft werden soll. Der Arzt nähert sich von rechts und schnippt mit dem Finger gegen die Spritze. Da hebt der Impfling die Hand und sagt: Moment! Warten wir nicht auf die Fernsehkameras? Ich nahm diesen Cartoon als Bebilderung meiner Bemerkungen zur Impfkampagne in Teil 20 der Durchhalteprosa.

„Wenn die Gewalt aus der Unterdrückung aufsteigt, dann der Hass aus der Entleerung.“

(Jean Baudrillard)

Seit Sonntag kommt es in zahlreichen Städten der Niederlande zu nächtlichen Krawallen. In der Nacht zum Samstag trat eine nächtliche Ausgangssperre in Kraft, gegen welche sich die Ausschreitungen primär richten. Die Gewalt geht von Jugendlichen aus, die sich über soziale Netzwerke zu nicht genehmigten Demonstrationen verabreden. Die Polizei wird mit Feuerwerkskörpern und Steinen angegriffen. Auch medizinische Einrichtungen wurden attackiert, Pressevertreter verprügelt. Der Bürgermeister von Nijmegen sprach von „Corona-Hooligans“. Unter den Randalierern sind gewaltbereite Fußballfans auffallend zahlreich vertreten. Ihnen fehlen seit Monaten ihre samstäglichen Ventile in Form von Stadionbesuchen. Die Demonstranten werden, soweit sie

**Er stachelt zur Gewalt an
und distanziert sich unter
öffentlichem Druck
anschließend halbherzig**

überhaupt politische Motive haben, im rechten Lager verortet. Der Rechtspopulist Wilders verhält sich ihnen gegenüber, wie sich Donald Trump den Leuten gegenüber verhielt, die das Kapitol gestürmt haben. Er stachelt zur Gewalt an und distanziert sich unter öffentlichem Druck anschließend halbherzig. Wie immer will der Schlips, der vor laufenden Kameras die Aufhebung der Corona-Maßnahmen fordert, nichts damit zu tun haben, wenn der Stiefel seine Forderungen in der Dunkelheit einlöst. Dass aus Worten Taten geworden sind, will, wie es Bodo Morshäuser einmal ausgedrückt hat, „der Schlips danach nicht mit sich selbst in Zusammenhang gebracht wissen“. Mich erinnern die Corona-Riots in niederländischen Städten an die Ereignisse in Stuttgart und Frankfurt aus dem letzten Herbst. (Siehe [Teil 5](#) der Durchhalteprosa) Auch dort gab es diese unappetitliche Mischung aus Alkohol, Partymachen, Randalen und Plünderungen. Hier wie dort sind es überwiegend junge Männer, von denen die Gewalt ausgeht. Diffuse Gewalt und das rebellische Umsichschlagen gegen Raumumzäunungen werden von einem Hass gespeist, der frei flottierend und richtungslos ist. Er hat kein privilegiertes Objekt und heftet sich wahlweise an dieses und jenes. Die jungen Männer haben, wie sie es selbst gelegentlich ausdrücken, „einen Hass“. Dieser ist eine gänzlich indifferente Leidenschaft, die sich in sinnlosen Aktionen und vandalischen Akten Ausdruck verschafft.

Sehnsuchtsorte meiner Kindheit: Sumatra, Borneo, Sansibar. Ich war auf diese Namen im großen Weltatlas meines Vaters gestoßen und assoziierte sie mit Palmen, weißen Stränden, blauem Meer, großen Schmetterlingen und bunten Papageien. Ich wusste nichts über diese Inseln, sie existierten nur in meiner Phantasie. Wie für den Schiffsjungen in Alfred Anderschs Roman waren sie auch für mich Chiffren für eine bessere Zukunft. Das Leben war anderswo und ich lokalisierte es auf meinen Sehnsuchts-Inseln. Keine davon habe ich jemals besucht. So fielen sie nicht der „Melancholie der Erfüllung“ zum Opfer, von der bei Ernst Bloch die Rede ist, und konnten ihren utopischen Glanz für mich bis heute bewahren. Wie heißt es doch bei Oscar Wilde? Es gibt nichts Traurigeres, als wenn man sich nach etwas sehnt, und nichts Tragischeres, als wenn sich diese Sehnsucht erfüllt.



Sumatra

Bild von [iqbal nuril anwar](#) auf [Pixabay](#)

Wenn Armin Laschet gegen Markus Söder eine Chance haben will, muss er noch üben, kaltblütig auszusehen.



Bild von [PublicDomainPictures](#) auf [Pixabay](#)

Jeden Morgen nimmt eine Taube auf einer großen Antenne über einem der Nachbarhäuser Platz. Sie markiert den höchsten Punkt in der näheren Umgebung und gewährt der Taube einen guten Überblick. Manchmal dreht sie sich, um auch mal in die andere Richtung blicken zu können. Mitunter hört man ihr monotones Gurren. Eine ganze Weile verharrt sie dort, dann fliegt sie weg. Meist be-

komme ich das nicht mir, sondern registriere bloß irgendwann ihre Abwesenheit. Ich unterstelle, dass es sich immer um dieselbe Taube handelt. Es ist ihr Platz auf der Antenne. Allerdings erhält sie gelegentlich Besuch von einer zweiten Taube, die sich auf der anderen Seite der Strebe niederlässt. Vielleicht tauschen sie sich aus oder sind sogar ein Liebespaar. Jedenfalls vertragen sie sich. Der Anblick der auf der Antenne sitzenden Taube beruhigt mich. Sie ist eine Einzelgängerin und hat feste Gewohnheiten - wie ich.

Alle paar Tage geht ich auf dem Rückweg vom Schwanenteich an den bronzenen Köpfen von Georg Büchner, Ludwig Börne, Carl Vogt, und Wilhelm Liebknecht vorüber, die vor dem Alten Schloss stehen. Alle vier stammen aus Gießen oder haben doch einige Semester hier studiert; und alle vier stehen für eine demokratisch-revolutionäre Tradition in Deutschland. Mit Georg Büchner am linken Rand. Büchner hat sich wenig vorteilhaft über Gießen geäußert, dem er eine „hohle hohle Mittelmäßigkeit in allem“ bescheinigte. „Ich komme nach Gießen in die niedrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machen mich krank“, heißt es in einem Brief. Er schrieb sich 1833 an der Universität in Gießen ein, 1844 floh er aus Gießen, um seiner Verhaftung wegen der Publikation und Verteilung des Hessischen Landboten zu entgehen. Wir haben im Jahr 2013 einen Club gegründet, der sich nach Büchner nennt und Veranstaltungen in seinem Geist durchführt. Manchmal bleibe ich vor den vier Köpfen stehen



Georg Büchner, 1813-1837
public domain

Manchmal bleibe ich vor den vier Köpfen stehen

und überlege, was sie zu den heutigen Entwicklungen sagen würden. Wie wäre es, mit Georg Büchner durch die heutige Stadt zu gehen? Ich würde etwas dafür geben, wenn das möglich wäre. Ich würde ihm das Theater zeigen und von einer grauenvollen Woyzeck-Inszenierung berichten, die ich vor Jahren einmal dort gesehen habe. In der Fußgängerzone würden wir am Büchner-Haus vorbeigehen, in dem sich im Erdgeschoss eine Metzgerei befindet, die sich dreist *Büchners* nennt. Ich würde ihm das Geburtshaus von Wilhelm Liebknecht zeigen, oder besser das Haus, das an seiner Stelle steht. Das Geburtshaus wurde 1944 bei der Bombardierung Gießens zerstört. Der Medizinstudent Georg hätte dem kleinen zweijährigen Wilhelm an der Hand seiner Mutter auf dem Wochenmarkt begegnen können. Wir würden ein paar Witze über den Quietismus der Sozialdemokratie reißen, aber den alten Wilhelm gegen seine Nachfahren in Schutz nehmen. Büchner würde allerdings kein Hehl daraus machen, dass er sich seinem Sohn Karl näher fühlt, der im Januar 1919 von Freikorpssoldaten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division ermordet wurde. Später würden wir in der Badenburg einkehren, wo im Kreis der „Gesellschaft der Menschenrechte“, einem Geheimbund, dem acht Mitkämpfer angehörten, der *Hessische Landbote* diskutiert worden ist. Die Lahn, die dort vorbeifließt, ist noch die Gleiche, und wenn es warm genug wäre, würden wir hineinsteigen und ein paar Züge schwimmen.



Bild von [René Schué](#) auf [Pixabay](#)

Ich bin gerade von einer mehrstündigen Wanderung zurückgekommen. Ich musste mein Auto mal wieder bewegen, damit sich die Batterie nicht vollständig entleert. Das ist mir im letzten Jahr ein paar Mal passiert. So bin ich etwa 20 Kilometer in Richtung Westerwald gefah-

ren, hab das Auto eingangs eines Tales, durch das ein Bach mäandert, abgestellt und bin losgelaufen. Der leicht gefrorene Boden knirschte unter meinen Schritten. Auf den Pfützen, die der Dauerregen der letzten Tage hinterlassen hat, hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet, die bei der leisesten Berührung mit der Fußspitze zerbrach. Da, wo zwischen dem Wasser und dem Eisdeckel etwas Luft gefangen war, war das Eis opak, wie eine Milchglasscheibe. Ich kann an kaum einer zugefrorenen Pfütze vorbeigehen, ohne die Eisschicht zu zertreten. Ich mag das Geräusch, mit dem das Eis zerbricht. Etwas vor der kindlichen Freude, etwas bewirken zu können, hat sich da durchgehalten. Nach einer halben Stunde gelangte ich ins Nachbartal, wo die Vormittagssonne hingekommen war. Hier war der Boden aufgetaut und weich. Spechte klopfen, um an etwas Fressbares zu gelangen, wie wild auf irgendwelche Baumstämme ein. Hier und da sah ich von Ferne andere Spaziergänger. Nahe kam ich ihnen nicht, was mir ganz recht war. So konnte ich meinen Gedanken nachhängen, wie man so sagt. Die Gedanken gingen in vielerlei Richtungen und waren überwiegend trübe. Es gibt einfach wenig Anlass zu Optimismus und Frohsinn. Deswegen geht mir das ständige Gekicher der jungen Leute auch so auf die Nerven. Je weniger es eigentlich zu Lachen gibt, desto mehr kichern sie blöd herum. Ich sah eine wilde Spatzen-Gang, die umherschwirrte und es nirgends länger aushielt. Aus purer Freude am Umherfliegen waren die Vögel ständig in Bewegung. Über dem Wald kreiste ein Bussard und ließ seine markanten Schreie ertönen.

Auf der Grenze zwischen dem Königreich Preußen und der Provinz Hessen-Darmstadt, erkennbar durch gut erhaltene Grenzsteine aus Basalt, steht am Waldrand eine Bank, die ich ansteuerte. Auf der Bank saß ein freundliche altes Ehepaar. Der Mann hatte ein Sitzkissen mitgebracht, um sein Gesäß vor der Kälte zu schützen. Sie sahen mir an, dass ich ein Auge auf ihre Bank geworfen hatte und boten mir an, weiterzugehen und mir die Bank zu überlassen. „Unsere Wegzehrung ist sowieso aufgebraucht. Wenn nicht Corona wär, könnten wir ja auch zusammenrücken, aber das geht ja nun mal nicht“, sagte die alte Dame. Wir plauderten noch ein paar Minuten, dann packten sie ihre Sachen zusammen und gingen durch die Wiese davon. Ich bewundere an alten Menschen oft, dass sie es so lange ausgehalten haben - mit sich und der Welt. Diese beiden hier waren über Zeit nicht bitter geworden, sondern wirkten ganz zufrieden. Ich hockte mich auf die Bank und schaute ins Tal, das sich vor mir hin breitete. Die Sonne war hinter einer Schicht aus dünnen Wolken verschwunden und es wurde spürbar kälter.

Ich ging dann weiter den Berg hinauf zu der Stelle, wo ein Kreis von Stelen und ein Gedenkstein an den ersten Hessischen Umweltminister (1970 bis 1973) erinnern, der sich hier in der Nähe einen Gutshof unter den Nagel gerissen hat. Später musste er wegen des Hanauer Giftmüll-Skandals zurücktreten. Er hieß Werner Best und gehörte zum korrupten sozialdemokratischen Urgestein Hessens. Beim nahen Schafgatter sah ich einen Fuchs, der sich gerade in die Büsche schlug. Hagebutten leuchteten und ich lutschte ein paar aus, der Vitamine wegen. Von Busch zu Busch schmecken sie anders, manchmal richtig gut. Hier oben lag eine hauchdünne

Schneesicht, als wäre ein Riese mit einem Sieb voller Puderzucker über die Landschaft gegangen. Inzwischen war es früher Nachmittag geworden. Die Leute hatten ihren Sonntagsbraten verzehrt und gingen nun spazieren. Auf dem Weg zum Parkplatz stieß ich auf einige Leute. Ich bestieg mein Auto und fuhr nach Hause.

„Hatte sich innerhalb der letzten zehn Tage
das Welttempo noch weiter verschärft?
Waren Autos schon immer derart menschenverachtend
geschossartig unterwegs gewesen?“

(Joachim Meyerhoff)

Gestern sah ich bei Anne Will, wie Wirtschaftsminister Altmaier sich wand, als er nach den staatlichen Möglichkeiten gefragt wurde, in die Impfstoff-Beschaffung und die Lizenz-Vergabe einzugreifen. Juristisch steht solchen Maßnahmen nichts entgegen. moralisch sind sie sowieso gerechtfertigt, weil die Forschungsarbeit dieser Firmen mit riesigen Millionenbeträgen aus Steuermitteln unterstützt worden ist. Die Wissensökonomie dieses Sektors produziert einen Reichtum, der dazu bestimmt ist, Gemeingut zu sein, woran auch Patente und Lizenzen nichts ändern, durch die er privatisiert werden soll. Arzneimittel und Impfstoffe dürfen nicht zu Waren und zur Quelle privater Bereicherung werden. Anders Altmaier, der davor zurückschreckt, von marktwirtschaftlichen Prinzipien abzurücken und darauf vertraut, dass sich in den nächsten Tagen eine marktkonforme Lösung finden lasse. Er und die Gruppen, deren Interessen er vertritt, fürchten offenbar die Schaffung von Präzedenzfällen. Da, wo



Bild von [Merry Christmas](#) auf [Pixabay](#)

der Markt als Regelungsinstanz versagt, könnte in Zukunft vermehrt der Staat einspringen. Von *Kommandowirtschaft* war sofort die Rede, und das Gespenst des Sozialismus wurde heraufbeschworen. Clemens Fuest, Leiter des ifo-Instituts und Nachfolger des unsäglichen Hans-Werner Sinn, sprang dem Minister bei und warnte vor einem Abrücken von marktwirtschaftlichen Grundsätzen.

Diese Krise, wie schon vorangegangene, liefert erneut triftige Gründe, aus der Logik des Profits auszusteigen und ein anderes Bezugssystem ökonomischen Handelns an ihre Stelle zu setzen. Lebensrettende Medikamente befinden sich in der Verfügung von privaten Firmen, die betriebswirtschaftlich kalkulieren und auf einen maximalen Gewinn aus sind. Das kann man ihnen nicht einmal verübeln, so ist es eben im Kapitalismus. Wenn man das nicht akzeptieren



Bild von [Jason Goh](#) auf [Pixabay](#)

will und kann, muss man den Kapitalismus abschaffen. Albert Camus hatte in seinem Tagebuch vor dem Hintergrund der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts das alte Diktum von Pierre-Joseph Proudhon *Eigentum ist Diebstahl* zu der Aussage radikalisiert: *Eigentum ist Mord*. Etwas weniger apodiktisch formuliert: Eigentum ist und bleibt Diebstahl, manchmal tötet es auch oder lässt es zu, dass Menschen sterben, obwohl sie es nicht müssten. Diese Fälle hat Johan Galtung als *strukturelle Gewalt* bezeichnet. Die bestehende Gesellschaft betet den Markt an und erkennt außer ihm keine Regulierungsinstanz an; ihr Gott ist das Geld, dem sie auf Altären ihre Menschenopfer darbringt. Die Märkte bringen, wenn man sie bloß agieren lässt, ein allgemeines Gleichgewicht und damit die beste aller Welten hervor. Die Politik sollte sich tunlichst heraushalten und die Steuerung ökonomischer Prozesse den Märkten überlassen. Unter dem vorgeblichen Handlungsdruck der Märkte hat sich die Politik in die ohnmächtige Position einer Institution drängen lassen, „die über das Wetter herrscht“ (Oskar Negt). Die heilige Dreifaltigkeit, die von der neoliberalen Religion seit nunmehr vier Jahrzehnten angebetet wird, lautet: Rationalisierung, Deregulierung, Privatisierung. Schlank soll er sein, der Staat, den uns die neoliberalen Propaganda-Abteilungen wie das Wirtschaftsressort der FAZ, die Bertelsmann Stiftung oder die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft als neues Schönheitsideal seit Jahren mit Erfolg anpreisen. Steter Tropfen höhlt das Hirn. Will sagen: Inzwischen wachsen Generationen heran, die bereits in der Wolle mit den Mantras des Neoliberalismus eingefärbt sind. Sie haben nichts anderes kennengelernt und können sich infolgedessen auch nichts anderes vorstellen. Im April 1957 schrieb Adorno an seinen Freund Horkheimer: „Wer sich ganz auf der Höhe der Zeit befindet, ist immer auch ganz angepasst, und will es

darum nicht anders haben.“ Widerspruch stammt aus der Differenzerfahrung: „Das Maß dessen, was ersehnt wird, ist immer bis zu einem gewissen Grade Glück, das durch den Fortschritt der Geschichte verloren gegangen ist.“ Vollendete Gleichzeitigkeit droht in vollendete Eindimensionalität umzuschlagen.

Eine wahrhaft demokratische Gesellschaft könnte und müsste die Kontrolle über die Wirtschaft, die ihr in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr entglitten ist, zurückgewinnen. Das und nichts anderes ist im Kern *Sozialismus*: Das wirtschaftliche Handeln wird der Kontrolle der Bürger unterstellt, die in demokratischen Prozessen darüber entscheiden, was und mit welchen Methoden produziert und wie das Produzierte verteilt wird. Sobald auch nur die Möglichkeit solcher Entwicklungen erwogen wird, schrillen die Alarmglocken und das Gespenst des Kommunismus wird an die Wand gemalt. Die „Wachhunde der Bourgeoisie“ (Paul Nizan) schlagen zuverlässig an. Leider schnappen die alten antikommunistischen Reflexe bei den meisten immer noch sofort ein, sobald der Begriff Verstaatlichung fällt. In [Teil 18](#) meines Corona-Tagebuchs hatte ich letztes Jahr geschrieben: All die Bereiche, von denen wir nun gemerkt haben, dass sie „systemrelevant“ sind, gehören in Gemeinbesitz, in die Hände eines Staates, der sich als Sachwalter der wohlverstandenen Interessen der Allgemeinheit versteht und nicht als „geschäftsführender Ausschuss der herrschenden Klasse“, als den Marx den bürgerlichen Staat beschrieb. Die Versorgung mit Gas, Strom, Wasser, die Bereitstellung von menschenwürdigem Wohnraum, das Gesundheits-, Bildungs-, Transport- und Verkehrswesen müssen dem privaten Profitstreben entzogen und im Interesse des Gemeinwesens organisiert werden. Wer das nach den Erfahrungen der letzten Wochen nicht kapiert, dem ist nicht zu helfen. Mindestens diese Bereiche gehören in staatliche Hand, von mir aus könnte das Profitprinzip insgesamt abgeschafft und durch eine am gesellschaftlichen Bedarf und Kategorien ökologischer Verträglichkeit orientierte Produktion ersetzt werden. Ein Gang durch die Stadt genügt, um zu demonstrieren, dass wir weit davon entfernt sind. Überall sitzen Leute in ihren SUVs und lassen den Motor laufen. Ein Typ stieg aus seiner Riesenkiste aus, stellte sich in die Schlange vor einer Bäckerei und ließ die ganze Zeit über den Motor laufen. Es hat sich gar nichts geändert, eher im Gegenteil. Die Müllberge im Park sprechen eine deutliche Sprache, dass die Masse der Leute nichts kapiert hat. Es ist manchmal zum Verzweifeln.

Das wirtschaftliche Handeln wird der Kontrolle der Bürger unterstellt, die in demokratischen Prozessen darüber entscheiden, was und mit welchen Methoden produziert und wie das Produzierte verteilt wird



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)